

NAGEL & KIMCHE



Melanie Mühl

Menschen am Berg

Geschichten vom Leben ganz oben

ISBN: 978-3-312-00453-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-312-00453-9>

sowie im Buchhandel.

Die Hüter des Berges

Hier oben auf dem Berg sind die Nächte so schwarz, dass alles verschwindet. Der Hof. Der Stall. Der kurze Weg zum Stall. Die wenigen Bäume, die in der Gegend herumstehen, als hätte sie jemand hier vergessen. Die Güllegrube, verschluckt von der Dunkelheit.

Ihr Tag beginnt trotzdem. Sie steht im Stall, trägt eine dünne Jacke und vom Schlaf zerzaustes Haar. Sie heißt Regula Wehrli. Über den Hof geht ein eisiger Wind, aber die Kälte macht ihr nichts aus, und das Vieh lässt nicht mit sich handeln. Sie füllt einen Eimer mit Futter. Das Futter bekommen die Ziegen. Einundzwanzig sind es, die durch den Winter gebracht werden müssen. Vor ein paar Tagen kamen noch elf Jungtiere dazu. Braun-weiß gescheckte Wollknäuel, die auf dünnen Beinen stehen und wie Stofftiere aussehen. Sie nennt sie Gitzis. Die Ziegen kriegen Getreide, Zuckerrübenschnitzel und junges Heu. Sie sind zahm und anhänglich, aber ohne jede Unterwürfigkeit, und genau das mag Regula an den Ziegen.

Sie sagt: «Ziegen sind fast wie Haustiere.»

Den Ziegen gegenüber stehen zehn Mutterkühe, ihr Fell glänzt silberfarben im trüben Licht. Rätisches Grauvieh, die Schweizer Urrasse. Die Tiere sind kleiner als die braunen Kühe und können aggressiv werden, untereinander oder dem Menschen gegenüber, je nachdem. Um die Kühe

kümmert sich Roger. Roger ist Regulas Mann. Er mistet den Stall aus, er füttert die Kühe mit Heu und Silage. Ein großer, schlanker Mann Anfang fünfzig, mit gewaltigen Händen und einer dunklen Stimme, die gern erzählt. Früher saß er oft auf der Weide unter den Kühen, er hörte ihnen beim Wiederkäuen zu und blickte in die Ferne. Das entspannte ihn. Heute hat er dafür keine Zeit mehr.

Er sagt: «Kühe sind die Tiere, mit denen ich am längsten in meinem Leben zu tun habe.»

Sie hat die Ziegen, er hat die Kühe. Keiner redet dem anderen drein. Sie kommen einander nicht in die Quere. Jeder macht stumm seine Arbeit, nichts, worüber sie sprechen. Man könnte auch sagen, die beiden sind gut aufeinander eingespielt. Sie haben ja nur sich, die Kinder und die Tiere.

Die Berge des Jura sind mild und undramatisch. Von Biel windet sich die Straße hinauf nach Les Prés d'Orvin, ein Dorf mit einer Handvoll Läden und niedrigen Häusern, es verschwindet beinahe in der Landschaft. Man lässt es hinter sich, biegt rechts ab und folgt der Naturstraße bis zu ihrem Ende. So gelangt man zum Hof der Wehrlis.

Der Hof liegt auf 1250 Metern mit weitem Blick über das einsame Land. Lächerlich, diese Höhe für die Alpen, denkt man. Hier muss sich die Natur von ihrer freundlichsten Seite zeigen. Bestimmt heißt sie die Menschen mit offenen Armen willkommen. Aber das tut sie nicht. Im Gegenteil. Keine Menschenseele wollte einst freiwillig hierher, des rauen Klimas wegen, und so ist der Jura die letzte Region

der Schweiz gewesen, die besiedelt wurde. Früher schickten sie die Sträflinge, die Räuber und Mörder. Heute leben die Wehrlis hier. Neben den Kühen und den Ziegen haben sie sechs Katzen, einen Hirtenhund, drei Zwerghühner und einen Zwerghahn. Der Hahn hat einen absurd kurzen Kamm. Hähne mit längeren Kämmen sind einfach nicht gemacht für den Berg, die Kämmen würden einfrieren im Winter. In einem großen Schuppen stehen Traktor, Schneefräse, Wiesenhexe, Kreiselschwader und ein Dutzend andere Geräte. Darüber lagern die Wehrlis ihr Stroh, das sie aus Frankreich beziehen, zehn Tonnen für jeden Winter. Die inländischen Preise sind in den vergangenen Jahren in die Höhe geschossen, in den letzten zwölf Monaten haben sie sich sogar verdoppelt, da die Schweiz den Strohbedarf ihrer Bauern nicht mehr decken kann.

Während der Sömmerung, von Ende Mai bis Mitte September, kommen zu den Tieren der Wehrlis noch zweihundertfünfzig Rinder hinzu. Bauern aus dem Tal geben sie hoch auf den Berg, in die Hände der Hirten, und die Wiesen, die frei dadurch werden, bewirtschaften sie dann.

Draußen hinter dem Stall bricht ein neuer Tag an. Drinnen melken sie die Ziegen.

Fiona ist fünf Jahre alt, ihr Skianzug muss irgendwann mal rosa gewesen sein. Seit sie drei ist, hilft sie ihrer Mutter beim Melken, inzwischen ist sie nicht weniger geschickt. Andere Kinder frisieren in diesem Alter ihre Barbies, Fiona hockt hinter einer Ziege. Es kostet Kraft, alles rauszuholen aus den Eutern. Nicht jede Ziege will gemolken werden, manche treten, andere legen sich hin und schreien. Fiona

ist das egal, bei ihr kapitulieren sie alle. «Lueg», sagt sie und drückt einen weißen Strahl aus der Zitze.

Letztes Jahr, als die Ziegen trächtig waren, da sagte Fiona eines Abends beim Essen: «Die Mia, bei der ist es bald so weit.» Ihre Eltern lachten und schüttelten den Kopf, so wie man eben den Kopf schüttelt, wenn Kinder Unsinn erzählen.

Am nächsten Tag wurden sie eines Besseren belehrt.

Ihre Mutter sagt: «Sie hat eine Begabung für Tiere.»

Julie, Fionas kleine Schwester, sitzt auf dem Arm ihres Vaters. Sie ist zwei Jahre alt, ihr Haar ist blond, das Gesicht puppenhaft. Mit den Ziegen hat sie nicht viel zu schaffen. Sie sind ja noch größer als sie.

Roger sagt: «Ziegen sind gute Tiere. Entweder sie sind gesund, oder sie sind tot.»

Seit dreißig Jahren lebt er auf der Alp, seit fünf auf dem Leubringenberg. Er hat eine kaufmännische Lehre absolviert, aber er hat danach keinen einzigen Tag im Büro gesessen. Er muss seine Hände spüren. Er war Maler und Lackierer, er jobbte, wo immer es sich ergab, und Ende der siebziger Jahre, als er und seine erste Frau von einer langen Afrikareise zurückkehrten, da wussten sie, Zürich, das ist nicht mehr unser Zuhause. Zu dieser Zeit galt es in der Alternativszene als schick, auf die Alp zu gehen, und so gingen auch Roger und seine Frau. Ein Jahr, hatten sie damals gesagt. Es wurden achtzehn. Als Rogers Frau später starb, blieben seine Tochter, sein Sohn und er allein auf dem Berg zurück. Tochter und Sohn leben heute in der Stadt.

Regula hat sich ins Haus zurückgezogen. Sie ist Ende

dreißig, ihre Augen sind hell und sanft, es fällt schwer, sich diese Frau wütend vorzustellen. Ihr Gesicht hat etwas Versöhnliches. Sie sitzt am Schreibtisch, oben im ersten Stock, wo der Holzboden keinen Schritt unbemerkt lässt, in einem kleinen Arbeitszimmer mit Computer, das gleichzeitig Wäsche- und Bügelzimmer ist. Sie sortiert Rechnungen, die Buchhaltung ist ihre Sache.

Früher hat sie als Ergotherapeutin in einer Rehaklinik am Bielersee gearbeitet. Sie hat sich um Menschen mit Schädel-Hirn-Trauma gekümmert, acht Jahre lang. Sie mochte ihren Beruf, aber irgendwann zog sie auf einen Bauernhof, weil sie einen Ausgleich brauchte, bis sie merkte, das dort ist ihr Leben. Sie lernte Alplandwirtin, verdiente im Sommer ihr Geld als Hirtin, im Winter als Redakteurin einer Landwirtschaftszeitung. Bei einer Tagung über die Zukunft des Landwirts lernte sie Roger kennen. Das war 1999.

Regula sagt: «Wir halten uns schon lange aus.»

Beobachtet man die beiden, könnte man meinen, sie gingen kühl miteinander um. Sie berühren einander nicht, keine Hand, die sich auf die Schulter des anderen legt, kein Kuss, kein Wangenstreicheln. Es ist die Art, wie sie miteinander reden, die ihre Nähe verrät. Nichts bleibt unausgesprochen zwischen ihnen, das hat etwas Schonungsloses. Aber sie haben kein Geheimnis voreinander.

Im Tal sind Liebesbeziehungen eine Herausforderung, auf dem Berg sind sie eine Kunst. Niemand da, der den anderen auffängt. War der Tag schlecht, war er das für beide. Läuft etwas schief, dann für beide. Macht einer einen Feh-

ler, geht es auch den anderen etwas an. Zwei Menschen auf einem Berg, die alles untereinander austragen. Damit muss man leben können.

«Warum sollte man sonst zusammen sein, wenn man nicht existentiell aneinandergelagert ist?», fragt Regula.

Genau daran aber scheitern so viele Beziehungen auf dem Berg. Die Menschen kommen einfach nicht zurecht damit, ständig für den anderen verantwortlich zu sein.